

Nägeln, den sogenannten „Schindelstiften“, auf die Holzverschalung auf – eine Reihe auf die andere. Die Schindeln dürfen mit dem abgerundeten Ende immer etwa eine halbe Handbreite (4–6 cm) untereinander hervorschauen. Sie dürfen aber niemals „blöken“, wie man sagt, d. h. nicht abstehen, sondern müssen immer „satt“ und dicht aufliegen, damit Kälte, Regen und Wind nicht eindringen können. Um gegen den Wind ganz gut abzudichten, wird manchmal auch noch Dachpappe unterlegt. Eine richtige Verschindelung soll 100 Jahre halten, wenn der Ölanstrich regelmäßig wiederholt wird.

Außer den „Täferschindeln“, von denen immer 2000 in einen Sack kommen, gibt es auch noch die „Ziegelschindeln“ und die „Dachschindeln“, mancherorts auch „Lander“ genannt. Die Ziegelschindeln, die man unter zwei nebeneinander liegende Dachziegel steckt, damit der Spalt abgedichtet wird, werden in Bündeln zu 500 Stück verkauft. Durch alle möglichen neuartigen Ziegel werden sie immer mehr verdrängt. Die Dachschindeln sind gesägte Brettchen und gelten oder galten als Ziegelwerk.

Die Maschine hat das Handwerk überall stark verdrängt. Aber trotz allem, das alte Schindelmacherhandwerk in Busenweiler lebt noch. Freilich, früher war es viel schöner, sagen die Alten, da ist man noch mit den Schindeln mit Pferd und Wagen hinausgezogen, ja oft sogar weit ins Badische, Württembergische oder Hohenzollerische gelaufen. Selbst wenn eine Eisenbahn ging, hat man das Fahrgeld gespart und lieber ein paarmal unterwegs eingekehrt. In der „Linde“ in Dornhan wurde oft spät nachts gewartet, bis die Busenweilemer Schindelmacher auf ihrem meist sehr weiten Heimweg vorbeikamen und dann einkehrten. Da wurde dann gevespert, gesungen und getanzt. Überhaupt ging es früher auch beim Schindelmacherhandwerk recht fröhlich zu. Winters wurden in der großen Stube die Schindeln hergestellt. Da saßen dann die Schindelmacher an ihren Schneidböcken nebeneinander, sangen, erzählten und lachten. Oft war die Stube so voll von Holzrügen, Schindeln und Werkzeugen, daß „d'Muadder net amol gwißt hot, mo se 's Essa 'nastella soll.“

## Karl Eugen gegen Friedrich

Von der Tragik württembergischer und deutscher Geschichte im 18. Jahrhundert

*Von Wilhelm Kohlbaas*

So gründlich ist uns der Stolz auf nationalen Waffenruhm vergällt, daß auch das Wissen um eine große Leistung, wertvoller als eitle Freude an der „Gloire“ oder als die Spannung blutrüstiger Umerziehungs-Filme, in der deutschen Geschichtsbetrachtung immer mehr verkümmern mußte. Von jeher hat uns der Zwiespalt gegensätzlicher Standpunkte, von Welf und Waiblingen über die trennenden Reformationsfolgen bis zum heutigen Parteiwesen, kaum einmal die unbefangene einhellige Freude an einem nationalen Helden gegönnt, und zu oft ist ja solcher Lorbeer in Kämpfen unter Deutschen, Siegen über Deutsche errungen worden! Wie wenig selbst Bismarcks Eingungswerk, trotz des im Jahre Siebzig gemeinsam vergossenen Bluts, noch unter seinen Epigonen im führenden Bundesstaat als eine *deutsche* Sache empfunden wurde, zeigte sich, als vor knapp 50 Jahren ein sehr prominenter preußischer Abgeordneter mit boshafter Spitze gegen die „süddeutschen Hilfsvölker“ den uralten Spottvers von der Schlacht bei Roßbach zitieren konnte:

„Und wenn der große Friedrich kommt  
und klopft nur auf die Hosen,  
so läuft die ganze Reichsarmee,  
Panduren und Franzosen ...“

Was im Jahr 1757 freudig belacht werden konnte, war im Deutschen Reich von 1907 eine grobe Taktlosigkeit (auf die der bayrische Kriegsminister von Horn, nach der Sitte der Zeit, mit einer Pistolenforderung antwortete!), und sie ist bis 1914 und noch später nicht die einzige geblieben.

Heute, zweihundert Jahre nach den Tagen von Roßbach und Leuthen, werden wir darauf nicht etwa erwidern, daß das historische Bild des „Alten Fritzen“ von manchen Schatten verdunkelt war – die Forschung hat sie von allen Seiten untersucht, und doch war er mit all seinen Fehlern, Launen und Ungerechtigkeiten „Friedrich der Einzige“, als den ihn schon die Zeitgenossen anerkannt haben; so sehen ihn heute auch wir Schwaben, deren Fahnen einst durch tragische Verstrickung gegen ihn geführt wurden und vor ihm in den Staub sinken mußten.

Daß der König, der so sehr allem Französischen huldigte, bei keinem seiner Schritte an die deutsche Nation dachte, ja daß seine Reiter Ordre hatten, auf die sächsischen Nachbarn als „Erbfeinde“ mitleidloser einzuhauen als auf die nichtdeutschen Kriegsvölker der Maria Theresia, ist seltsam bedeutungslos für das Gefühl, warum man im Reich dennoch, nach Goethes Wort, zwar nicht preußisch, aber doch „fritzisch“ gesinnt war: weil er, seit die Habsburger den Ruhm Prinz Eugens vertan hatten, als erster wieder möglich machte, gegenüber so vielem unerträglichem fremdem Selbstgefühl auch einmal auf die Leistung eines Deutschen trotz seiner geringen Macht hinzuweisen.

Wie überstark mußte doch diese Bewunderung sein in einer Zeit, da der offizielle Patriotismus nur eben von den Toren Heilbronns bis zu denen Reutlingens reichen durfte (man denke doch an Schillers Lied: „... die Reutlinger, auf unsern Glanz erbittert, kochten Gift ...“!) Um den Ruhm dieses fernen Königs aber, des Gegners des Landesherrn, war etwas wie einst um den Gustav Adolfs – ähnlich problematisch gleichfalls wegen der egoistischen Ziele, denen auch jener Held aus dem Norden gefolgt war, und nicht weniger beeinflußt von konfessionellen Begriffen, die gerade im protestantischen Alt-Württemberg den Preußenkönig als berufenen Schützer des überliefer-ten Glaubens gelten ließen. Hier liegt der Grund zu der Unlust an diesem ganzen Krieg und zu dem geradezu gewollten Versagen der Schwaben, das der militärische Fachmann nur als unbegreifliche Schwäche und Schmach abtun wollte.

Man müßte auf die tiefe Spaltung der Reformation, auf die Mentalität des Dreißigjährigen Krieges (die bei manchen Geistern ja noch im 20. Jahrhundert kaum überwunden ist!) und nicht zuletzt auf die Glaubenssorgen der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zurückgehen, um zu ermessen, welcher Ungeheuerlichkeit sich Karl Eugen unterfing, als er, durch finanzielle Bande an Frankreich gekettet und von seiner Eifersucht gegen Friedrich, den sonst doch in so vielem nachgeahmten einstigen Erzieher getrieben, eine starke Heeresmacht, weit über seine Pflichten als Reichsfürst hinaus, gewissermaßen zu ganz persönlicher Fehde gegen den Preußenkönig unter die Waffen pressen ließ.

Noch war in Württemberg die Furcht unvergessen, die des Herzogs Vater, Karl Alexander, dem streng protestantischen Lande durch Begünstigung des Katholizismus eingejagt hatte; zur selben Zeit hatte der Salzburger Erzbischof seine protestantischen Untertanen aus dem Land getrieben, und wie die französischen Hugenotten hatten sie bei den Herrschern Preu-

ßens eine neue Heimat gefunden. Niemand sprach von der klugen wirtschaftlichen Berechnung, da weite Gebiete Preußens durch die Pest entvölkert gewesen waren –, und wer konnte jetzt in den Dörfern des Gäus und der Alb Recht und Unrecht der Händel dieser Welt beim Kampf um Schlesien beurteilen? Das Bekenntnis, die Predigt, das Wort der evangelischen Geistlichkeit bestimmten hier das politische Meinungsbild so gut wie drüben im benachbarten Flecken nach dem Satz „cuius regio, eius religio“ die gegenteilige katholische das Feld beherrschte. Gegen den stärksten Hirt eines Bekentnisses also, das sonst in weitem und breitem Umkreis um Württemberg keine gleiche Stütze mehr besaß, ließ der Landesherr die Trommel röhren, und im Bunde mit wem? Mit der Habsburgerin Maria Theresia und mit dem König von Frankreich!

Es hätte der Skandale um die Truppenaufstellung nicht bedurft, um die Armee schon vor dem Ausmarsch mit dem tiefsten Widerwillen gegen diesen unnatürlichen Feldzug zu erfüllen. Und was für Truppen waren es, die hier unter klangvollen Regimentsnamen marschierten? Jahrelang hatte der Hof von Versailles „Subsidien-Gelder“ an den Herzog bezahlt für dessen Verpflichtung, ein Korps von 6000 Mann zum Dienst der Krone Frankreichs bereitzuhalten – das Geld war ausgegeben, aber als nun der französische Gesandte Potier seinen Wechsel präsentierte, stand keine schlagbereite Truppe zur Verfügung.

Es war der bekannte Oberst Rieger, der als Kriegskommissar mit allen Vollmachten und den rücksichtslosen Werbe- und Aushebungsmethoden seinen Herrn aus dieser peinlichen Lage befreite und die geforderte Zahl auf die Beine brachte. Schiller und nach ihm Hermann Kurz haben den seltsamen Charakter dieses Mannes geschildert, der aus solch bösem Anlaß sein Glück machte, dann durch die Kabalen des Rivalen Montmartin aus höchster Gunst den jähesten Fall tat, vom Staatsgefangenen des Aspergs schließlich wieder zu dessen Kommandanten erhoben wurde – wir haben solche Wechsel despotischer Auf- und Ab-Verfügungen in der eigenen Zeit erlebt! – und der aus seinem Schicksalsweg bis auf eine äußerliche Frömmerei im tiefsten Seelengrunde nichts zugelehrnt hat.

Riegers Werk also war diese gepreßte württembergische „Armee“, in Wahrheit kaum besser als eine uniformierte Gefangenenschar, die, von ihren Vorgesetzten mehr bewacht als geführt, im Sommer 1757 ausgesandt wurde. Schon beim Verlassen württembergischen Heimatbodens gab es zu Geislingen eine schwere Meuterei, die mit Erschießung von zwölf

Rädelsführern niedergeschlagen wurde, – dies Beispiel, das sich den Miterlebenden wie dem Feldscher Johann Caspar Schiller so tief eingeprägt haben muß, klingt, zusammen mit dem Beispiel des späteren Soldatenhandels deutscher Landesfürsten nach Amerika, in der Milford-Szene des großen Sohnes nach ... Mit dem einbrechenden Winter, ohne echten Truppengeist, mangelhaft ausgerüstet und versorgt, von den kampfbewährten Truppen Maria Theresias nur mit Geringsschätzung betrachtet, kam das Korps schließlich in Schlesien an, um dort gegen den größten Schlachtenlenker der Zeit und seine erprobtesten Soldaten anzutreten, die mit frischem Lorbeer in Eilmärschen aus dem Sächsischen zur Entscheidungsschlacht angerückt kamen.

Wer aber waren die Reichstruppen – und auch dort Schwaben dabei –, die an jenem 5. November bei Roßbach unweit der Unstrut unter dem Hohngelächter ganz Europas, ja des Versailler Hofes selbst mit den Franzosen um die Wette gelaufen waren? Neben des Herzogs persönlichen Truppen, um deren Bestand und Aufwand er, wie einst sein Vater, mit den Landständen so manchen Strauß ausgefochtenen hatte und die ihm nun aus französischen Kassen bezahlt wurden, hatte er ja seinen Anteil zum Aufgebot des „Schwäbischen Kreises“ zu stellen gehabt, gleichwie die Reichsstädte und kleineren Herren bis zum Fürstprobst von Ellwangen und den Fuggerschen Herrschaften. Aus all ihren Beiträgen war jene seltsame Wehrmacht gebildet, deren katholische Geschütze zu Rottweil, die evangelischen zu Eßlingen lagerten, und wo der Korporal von Leutkirch nie Wachtmeister, der Oberleutnant von Biberach nie Hauptmann werden konnte, weil die Planstelle (so würde das moderne Wort heißen) einem anderen bedeutenden „Reichsstand“ vorbehalten war! Unter dem bezeichnenden Namen „eilende Reichsexekutionsarnee“ waren diese Kontingente unter dem Befehl eines Prinzen von Hildburghausen an der Seite der Franzosen vorgerückt und mit ihnen unter Seydlitz' erstem Reitersturm auseinandergesbrochen. „Vor allem muß man bestrebt sein, alle Schuld den Reichsvölkern zuzuschreiben“ – das war die erste Sorge des französischen Befehlshabers Soubise nach der Niederlage, doch die Erschütterung des Schlages sprach zu deutlich, ja sie hat noch bis in die Ursachen der Französischen Revolution nachgewirkt, als schlagender Beweis eines unhaltbar gewordenen Feudalregimes ...

Schon einen Monat später stand der Sieger nach getezten Märschen drüben in Schlesien der weit überlegenen österreichischen Hauptmacht gegenüber, die bereits Breslau an sich gerissen hatte und die kleine

preußische Wachtparade von 32 000 Mann zu erdrücken drohte. Der ungeheure Lärm des Holzmachens für die gewaltige Menschenanhäufung dröhnte durch die Dezembernacht zu den marschmüden Preußen herüber, zugleich ein Zeichen der Unordnung des in viel zu dichter Masse manövriertunfähigen Haufens. Es war König Friedrichs gefährlichster, aber auch größter Augenblick. Nicht wegen der sprichwörtlichen „schießen Schlachtdisordnung“ hat er gesiegt, sondern durch die exakte Exerzierkunst seiner straff geschulten Armee, die er virtuos zu handhaben wußte – durch schwer errungenes Können, nicht etwa durch die vielberufene Intuition des Augenblicks. In vielen Schlachten hat der König immer wieder dies kunstvolle Manöver versucht, vor der feindlichen Front unvermutet seitlich abzubrechen und sich mit geballter Kraft auf einen Flügel zu werfen; hier gelang es ihm im Schutz eines von den Österreichern nicht gesicherten Höhenzugs, und der wuchtige Stoß auf die feindliche Linke traf mit als erste jene unglückseligen Württemberger. Es ist Sage, daß sich der König gerade ihretwegen diesen schwachen Punkt ausgesucht habe; ihm kam es auf die Nutzung des Geländes an und auf den Schwerpunkt des Angriffs an einer Stelle, wo die langgedehnte feindliche Front ihre Übermacht nicht zur Geltung bringen konnte. Auch ein anderes Korps hätte diesen Stoß nicht ausgehalten; umsonst schlug der württembergische General von Spitznas mit dem Degen auf die eigenen fliehenden Leute ein (er ist ein Vierteljahr später im Feldlager, gewiß mit aus Kummer über so manchen Vorwurf, gestorben); doch auch die besten kaiserlichen Grenadiere konnten den friderizianischen Sturmschritt auf das Dorf Leuthen nicht mehr aufhalten.

Mit das Beste zum Siege hatte als Führer preußischer Reiterei ein Württemberger getan, Herzog Karls eigener Bruder Friedrich Eugen – während der dritte, Ludwig Eugen, österreichische Dienste genommen hatte: ein merkwürdiges Bild, wie wenig damals politische, dynastische, ja sogar engste brüderliche Bände hinderten, mit dem Degen auch auf der eigentlich feindlichen Seite Dienst und Ruhm zu suchen! Nur war, was den Fürsten und Glücksrittern eine Kavallerstat bedeutete, für den in Reih und Glied geschlagenen Mann ein hartes Muß!

Noch gab Karl Eugen nicht nach, und zwei Jahre später suchte er höchstselbst mit einem aufs neue zusammengetrommten Korps an Fulda und Elbe die Subsidien zu verdienen und Feldherrnruhm zu erwerben; doch auch dieser Versuch endete nur mit tiefer Beschämung des Fürsten, in dessen Wappen die

Reichssturmfahne von altem schwäbischen Ruhme zeugte. Gewiß hat es auch hier wie bei Leuthen nicht an tapferen Soldaten gefehlt, die Listen der Verluste zeigen es. Als einer der wenigen, die von der Elbe den Ruhm kühnen Wagemuts heimbrachten, ragt der Hunsarengeneral von Bouwinghausen hervor, der einst zu Karl Alexanders Zeiten in Belgrad geboren war und von dem heute noch ein Denkstein im Wildbader Park Kunde gibt. Ein Lied im Zeitgeschmack zeigt, wie nun auch auf schwäbischer Seite in dem endlosen Krieg der Soldatenglaube, der den Schutz des Herrn für die eigene Sache in Anspruch nimmt, die konfessionelle Auflehnung des Leuthener Jahres verdrängt hatte:

„War's nicht Gott, dem Feind durch ihn zu weisen,  
daß der Christ voll wahrer Tapferkeit  
nicht den furchtbarn Säbelblitz der Preußen,  
nicht den Donner Friedrichs scheut! . . .“

Den Geist jedoch, der eine Truppe, ein ganzes Heer bis zur Selbstaufopferung zu beseelen vermag (wir gebrauchen das Wort mit aller Vorsicht und in Kenntnis aller auch dem preußischen Heerwesen anhaftenden Mängel), den Geist, der am Abend des Leuthener Siegs bei den Grenadiereen Friedrichs den großen Choral zum Himmel steigen ließ, konnte Karl Eugen für seine kriegerischen Eitelkeiten bei seinen Landeskindern unmöglich wachrufen.

In seinem gottähnlichen Selbstgefühl zutiefst enttäuscht, entzog der Herzog dem eben noch so sehr gehätschelten Militär jede Gunst: Offiziere auf Halbsold, Regimenter mit uraltem, durch zwanzig Jahre trotz aller Bitten um Freigabe bei der Fahne gehaltenem Stamm (man findet darüber Erschütterndes in den alten Landschaftsakten!) – das blieb nun das Bild der großen Residenz, in der man früher, wie der junge Mozart berichtete, nicht ausspucken konnte, ohne gleich einen Soldaten zu treffen! Drei Jahrzehnte später wirkte als letzter Soldatenhandel eines deutschen Landesherrn der Verkauf des „Kapregiments“ an die holländisch-ostindische Handelskompanie wie die Verabschiedung eines seinem Besitzer leidgewordenen Spielzeugs. Und selbst dies Geschäft stand noch im Schatten des großen Feindes in Sanssouci, der, so wenig er selbst bei den Mitteln für Preußens Größe wählerisch gewesen war, doch mit Recht bitter über die spottete, die das Blut ihrer Untertanen in die Fremde vermieteten, so daß man für deren Durchmarsch an Preußens Grenze gar den Viehzoll zu erheben erwog! Von Schiller und Seume bis zu Bruno Frank hat das böse Kapitel Widerhall gefunden – für das widerspruchsvolle Bild Karl Eugens bleibt bezeichnend, wie wenig die Wandlung vom autokratischen

Kriegsfürsten zum friedlichen Erzieher den Grund seines Wesens berührt hatte: beides war eine modische Rolle, in der er sich selbst gefallen wollte, sicherlich rastlos tätig, aber doch ohne das echte Gefühl bewußten Dienens, durch das auf den sonst nicht ohne eigene Schuld verdüsterten Lebensweg des Preußenkönigs ein bleibender Glanz fiel.

Der Egoismus aller Politik, von dem auch Friedrich der Große keine Ausnahme macht, wirkt bei seinem süddeutschen Hasser und Gegenspieler als Laune ohne ernsten Sinn. Gewiß bleiben die letzten Gründe dieser Feindschaft schon wegen der Disharmonie der von Friedrich gestifteten Ehe des Herzogs wohl nur tiefenpsychologisch erklärbar und mögen darum ihr persönliches Gewicht behalten, – politisch war Karl Eugen kaum zu rechtfertigen, und von einem Pflichtgefühl als Reichsstand hat er sich gewiß nie bestimmen lassen. Waren doch Kaiser und Reich für ihn vielmehr nur lästige Beschwerdeinstanzen seiner aufsässigen Landstände, und noch in seinem letzten Lebensjahr hat der Herzog bei der Reichsverteidigung am oberen Rhein gegen die erste Revolutionsbedrohung eine Rolle gespielt, über die die Berichte des württ. Quartiermeisterstabs ebenso unzweideutig wie unerfreulich Aufschluß geben.

Gnädiger ist mit des Herzogs erzieherischen Irrwegen die Literaturgeschichte verfahren, und unter der Nachwirkung der unstreitig eindrucksvollen Persönlichkeit des „Karl Herzog“ haben sich denn auch seine Landeskinder und deren Enkel nie ebensostark für einen Moser oder Huber begeistern lassen, die als Kämpfer ums Recht von seiner Willkür noch weit härter als Schubart geschlagen wurden. Das Gefühl für das Abwegen echter Größe hat wohl ein schlichter schwäbischer Soldat gehabt, der während des ruhmlosen schlesischen Feldzugs den daheim zu Marbach geborenen Sohn auf den Namen des Königs taufen ließ, gegen den er im Felde liegen mußte. Durch diesen schwäbischen großen Friedrich kam auch sein Landesherr auf die Nachwelt in einem freundlicheren Bild, als ihm nach seinem politischen und militärischen Streben sonst zugekommen wäre.

Die konfessionelle Spannung zwischen Fürst und Volk, die die Heimatgeschichte des 18. Jahrhunderts so sehr beherrschte, erfuhr mit dem 19. durch das Hinzutreten des überwiegend katholischen „Neu-Württemberg“ und durch den Übergang der Krone an eine protestantische Linie eine neue Wandlung. Ein Zwiespalt wie im Jahr von Leuthen wäre hier bereits nicht mehr denkbar gewesen. Aufgabe des 20. Jahrhunderts ist es geworden, Staat, Bürger und Bekenntnis endgültig in ein harmonisches Verhältnis zu bringen.